Christine G. Krüger / Franziska Meifort /
Mareike Witkowski (Hg.)

Korrespondenzen aus der Vergangenheit

Briefe als historische Quellen

V&R

V&R

Korrespondenzen aus der Vergangenheit

Briefe als historische Quellen

Herausgegeben von
Christine G. Krüger, Franziska Meifort
und Mareike Witkowski

Vandenhoeck & Ruprecht

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Post-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.de abrufbar.

© 2025 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, 37079 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Funkhaus Deutsche Welle, Köln: Posteingangsstelle mit ausländischen Briefen/Hörerpost. Bundesarchiv, B 145 Bild-F027347-0010/ Fotograf: Jens Gathmann

Assistenz bei der Text- und Bildredaktion: Roman Hafer, Daniel Möllmann, Dana Reitz, Ilka Stein
Satz: textformart, Daniela Weiland, Göttingen
Umschlaggestaltung: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: ♾ Hubert & Co, Ergolding
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
E-Mail: info@v-r.de

ISBN 978-3-525-31163-9 (print) | ISBN 978-3-647-31163-0 (digital) | ISBN 978-3-666-31163-5 (eLibrary)

Inhalt

Vorwort von *Sabine Leutheusser-Schnarrenberger* 9

Christine G. Krüger/Franziska Meifort/Mareike Witkowski
Briefe für Gunilla
Einleitende Überlegungen zum Brief als historischer Quelle 11

Briefe als Spiegel von Werten und Einstellungen

Dietmar von Reeken
Briefe als Spiegelbild historischen Denkens?
Das Beispiel Johann Carl Bertram Stüve (1798–1872) 29

Cornelius Torp
Gustav Schmoller und der Protektionismus 39

Eckart Conze
Etappenadel
Die Feldpostbriefe von Graf Andreas von Bernstorff
aus dem Ersten Weltkrieg 49

Paul Nolte
Aufklärung, Terror und Demokratie
Westdeutsche Gelehrtenkorrespondenz um 1980 65

Frauen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit

Monika Wienfort
Frauen und Politik im Vormärz
Bettina v. Arnim als Briefschreiberin 79

Jörg Requate und Sarah Luft
»Sprechsäle« und »Bienenkörbe«
Die Briefe von Leser:innen an der Schnittstelle zwischen
privater und öffentlicher Kommunikation 89

Bittbriefe

Almut Höfert
Drei spätmittelalterliche »Bettelbriefe« des Dominikanerinnenklosters Blankenburg nach Huntehochwassern
Die Nonnenklausur als Knotenpunkt in Netzwerken von Ablässen, Gebetsverbänden und Spendenkampagnen 103

Malte Rolf
An Stalin aus Stalinsk
Briefe aus dem Alltag des Stalinismus 117

Gabriele Lingelbach
Rhetoriken der Bitte für eine gute Tat
Der Spendenbrief 129

Ralph Jessen
»… vielen, vielen Dank für die schönen Sachen.«
Vom Geben, Nehmen und Danken zwischen Ost und West 137

Briefe als Ort des Aushandelns von (Macht-)Beziehungen

Michael Sommer
Imago veteris meae dignitatis
Zwei Briefe Ciceros an Quintus Ligarius 149

Dagmar Freist
In Geheimer Mission
Die Suche nach einem verhängnisvollen Brief, 1736–1738 157

Nina Verheyen
Verhandlungen über (Un)gleichheit
Szenen einer noch nicht geschlossenen Ehe 1808/1809 169

Jürgen Kocka
Familie und Geschäft
Werner Siemens und seine Briefe 183

Schreibkonventionen und (unerfüllte) Erwartungen

Nikolaus Buschmann
Stimmen vom Schlachtfeld
Zum Verhältnis von Kriegsdeutung und Kriegsrealität
in Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg 197

Thomas Alkemeyer
Die (zu) hohe Kunst des Briefeschreibens
Eine Vignette 207

Archivierung und Überlieferung

Cornelia Rauh
»Das muss eleganter gehen« – Der »Gaskammerbrief«
Ein Schlüsseldokument zur Genese des Holocaust im Urteil
von Nachkriegsjustiz und historischer Forschung 219

Thomas Etzemüller
Die Archivalie als Briefroman! 245

Malte Thießen
Zum ersten Mal digital
E-Mails als Quellen zur Zeitgeschichte des 21. Jahrhunderts 255

Abbildungsverzeichnis 265

Verzeichnis der Beiträger:innen 267

Vorwort zur Festschrift für Gunilla Budde

Liebe Leserinnen und Leser,

mit dieser Festschrift gratulieren die Autorinnen und Autoren Prof. Gunilla Budde zu ihrem 65. Geburtstag und zu ihrer erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeit.

Gunilla Budde blickt auf ein umfangreiches wissenschaftliches Wirken an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und auf viele Jahre der Lehre zurück. Beides verdient alle Ehre. Darauf kann sie stolz sein, hat sie doch mit ihren Arbeiten zur deutschen und europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts Schwerpunkte gesetzt, die weit über die klassischen Themen wie das europäische Bürgertum des 19. Jahrhunderts und die Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts hinausreichen. Gunilla Budde hat sich unter verschiedenen Aspekten mit der gesellschaftlichen Stellung der Frauen auseinandergesetzt, mit den Akademikerinnen der DDR, den Frauen der Intelligenz und der Geschichte des Dienstmädchens. Und das ist keineswegs eine vollständige Beschreibung.

Diese Festschrift befasst sich mit ihrem Forschungsthema, dem »Brief als historischer Quelle«.

Briefe haben immer wieder Geschichte geprägt. Erinnert sei an den sich über mehrere Monate hinziehenden Briefwechsel zwischen König Richard I., genannt Löwenherz, und Saladin, dem islamischen Sultan von Syrien und Ägypten im Nahen Osten im 12. Jahrhundert, die sich erbittert um die Herrschaft im Nahen Osten bekämpften und mit dem Briefwechsel den Versuch unternahmen, sich auf einen Frieden zu verständigen. Es misslang besonders mangels Einigung über die für Muslime wie Christen gleich wichtigen heiligen Stätten in Jerusalem.

Oder der Brief, der Deutschland spaltete. Verfasst wurde er von Martin Luther 1517 an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg. Darin prangerte Luther den Ablasshandel der Kirche unmissverständlich an. Trotz Kirchenbann gegen Martin Luther ist die Reformationsbewegung nicht mehr aufzuhalten gewesen und führte nach blutigen Kämpfen zur Spaltung des westlichen Christentums in zwei Konfessionen.

Aber so weit muss man nicht in die Geschichte zurückgehen, wie viele der 19 Beiträge in der Festschrift zeigen, beispielsweise Briefe zur Zeit des Stalinismus, zu Gustav Schmoller im 19. Jahrhundert und zu Frauen und Politik im Vormärz.

Auch für »nur« an Geschichte Interessierte ist es spannend, sich mittels der Lektüre von Briefen tief in die behandelten Ereignisse hineinzuversetzen.

In Briefen erschließt sich auch ein privates Bild der Schreibenden.

Briefe sind eine ganz besondere Form des Mitteilens, persönlich geprägt, auch manchmal emotionaler als Themenabhandlungen, und Sprache und Schrift spiegeln die jeweilige Zeit wider. Sie haben damit ein erhebliches Erkenntnispotenzial. Die Briefe werden für sozialgeschichtliche ebenso wie für mentalitätsgeschichtliche und diskursgeschichtliche Forschungen gebraucht. Und Briefe sind auch ein Stilmittel der Literatur. Die veröffentlichten Briefwechsel zum Beispiel zwischen Max Frisch und Ingeborg Bachmann oder Hannah Arendt und Martin Heidegger haben diese beeindruckenden Persönlichkeiten aus der Literatur und den Geisteswissenschaften einem breiten Publikum nahegebracht.

Als Juristin verbinde ich persönliche Briefe mit der Privatsphäre des Schreibenden, die vor ungerechtfertigtem Zugriff zu schützen ist. Das garantieren die Grundrechte in unserer Verfassung.

1926 wurde das damalige Verständnis des Briefgeheimnisses in einer juristischen Abhandlung als eines der zentralen Ur- oder Grundrechte des Menschen definiert, weil das Recht des Menschen, ungehindert und ungefährdet einem Dritten seine Gedanken und Meinungen auf schriftlichem Wege mitteilen zu können, untrennbar zum Recht auf Freiheit der Person gehört.

Für totalitäre und autokratische Systeme war und ist die Postzensur hingegen stets ein wichtiges Instrument der Herrschaftssicherung, ohne dass dabei auf etwaige Grundrechte Rücksicht genommen würde. Daher ist als wichtiges Kriterium zur Beurteilung des Quellenwerts von Briefen zu prüfen, ob es Zensur gab und damit die Veränderung von Sachverhalten. Ist dem Historiker die Existenz von Zensur bekannt, steht er daher vor der oft sehr schwierigen Aufgabe, aus den manifesten Briefinhalten gerade das herauszulesen, was nicht expressis verbis in der Quelle steht.

Das Grundrecht des Brief-, Post-, Telegrafen- und Fernsprechgeheimnisses wurde – neben weiteren – bereits einen Tag nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 durch die berüchtigte »Verordnung zum Schutz von Volk und Staat« – die sogenannte »Reichstagsbrandverordnung« – außer Kraft gesetzt.

Gunilla Budde hat mit ihrem Buch »Feldpost für Elsbeth« gut 500 Briefe, die Elisabeth Budde mit ihren Söhnen Ernst und Gerhard, dem Großvater von Gunilla Budde, während des Ersten Weltkriegs zwischen Heimat und Front tauschten, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Banalität und Pathos, Familienkonflikte und wechselnde Gefühlswelten beschreiben den Krieg in all seinen Facetten.

Sie hat sich also nicht nur wissenschaftlich mit der Bedeutung von Briefen für die Geschichtsschreibung befasst, sondern diese auch für ein Bildnis der eigenen Familie im Ersten Weltkrieg verwandt. Wie viele Familien werden sich da in dem ein oder anderen Erlebten wiederfinden.

Es ist ein ganz besonderes Geburtstagsgeschenk vieler Kolleginnen und Kollegen verschiedener Universitäten für eine besondere Frau, Professorin, engagierte Historikerin mit vielen Ehrenämtern und für eine zivilgesellschaftlich engagierte Bürgerin.

Eine erkenntnisreiche Lektüre wünscht

Sabine Leutheusser-Schnarrenberger

Christine G. Krüger / Franziska Meifort / Mareike Witkowski

Briefe für Gunilla

Einleitende Überlegungen zum Brief als historischer Quelle

Briefe, so hält Gunilla Budde fest, gehören zu den »ersten historischen Überlieferungen in schriftlicher Form«.[1] Seit es möglich war, Texte niederzuschreiben, wurden Briefe auf den Weg geschickt, um Informationen über Distanzen weiterzugeben. Trotz der Bedeutung, die Briefe über die Jahrhunderte hinweg gehabt haben, sind diese erst in jüngster Zeit vermehrt systematisch in den Fokus der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung gerückt worden.[2] Oftmals blieb es Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern überlassen, sich dieser Textform anzunehmen. Auch Gunilla Budde bedauert, dass sich insbesondere die deutschsprachige Geschichtsschreibung mit der Quelle Brief nur »wenig reflektierend auseinandergesetzt«[3] habe. Sie selbst hat einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dies zu ändern. Immer wieder hat sie Briefe in den Mittelpunkt ihrer Lehre und ihrer Publikationen gestellt. Die ihr zu Ehren herausgebrachte Festschrift verfolgt das Ziel, diese Arbeit fortzusetzen.

Was ist ein Brief? Definition und typologische Eigenheiten

Eigentlich kann gar nicht über *den* Brief geschrieben werden, da sich dieser im Laufe der Jahrhunderte immer wieder veränderte und es kulturell erhebliche Abweichungen gab.[4] Grundsätzlich lässt sich zwischen Definitionen unterscheiden, die den Brief entweder als Kommunikationsmedium, als Kommunikationsform oder als literarische Gattung auffassen.[5] Die Geschichtsschreibung interessiert sich vor allem für den Brief als Kommunikationsform. Das bedeutet nicht, dass nicht auch Aspekte, die für die anderen beiden Definitionen zentral sind, wie etwa die

1 Budde, G., Geschichtswissenschaft, in: Matthews-Schlinzig, M. I. u. a. (Hg.), Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1: Interdisziplinarität, Systematische Perspektiven, Briefgenres, Berlin/Boston 2020, S. 61–80, hier S. 61.
2 Vgl. hierzu auch Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. XI.
3 Budde, Geschichtswissenschaft, S. 65.
4 Vgl. die begriffsgeschichtliche Skizze bei Nickisch, R. M. G., Brief. Stuttgart 1991, S. 1–9.
5 Kasper, N. u. a., Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs. Zur Einführung, in: Dies. (Hg.), Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform, Berlin/Boston 2021, S. 1–20, hier S. 4 f.

Materialität oder die Regelhaftigkeit, der viele Briefe unterworfen wurden, für die historische Interpretation von Briefen eine wichtige Rolle spielen können. Die Definition des Briefs als Kommunikationsform betont die spezielle Art der Kommunikation: Kennzeichnend ist, dass Briefe einen ausgewiesenen Absender beziehungsweise eine Absenderin und einen oder mehrere Adressaten oder Adressatinnen haben. Briefe nutzen schriftliche oder in einigen Fällen auch grafische Mittel, um eine Botschaft zu formulieren. Sie werden mithilfe von Boten oder über die institutionalisierte Post versendet, weil ein mündlicher Austausch nicht stattfinden kann oder nicht gewollt ist. Damit sind Briefe dialogorientiert und folgen im Kommunikationsprozess einer chronologischen Abfolge.

Ein moderner Brief ist auch optisch aufgrund des »Raumverhaltens« zu erkennen. Hierzu gehören unter anderem die vom Text abgesetzte Anrede und Verabschiedung, die Ränder rechts und links sowie die Platzierung von Ort und Datum. Das Raumverhalten unterlag einem steten Wandel und musste den jeweiligen Gegebenheiten, in denen ein Brief geschrieben wurde, angepasst werden.[6] Der bis heute obligatorische Briefumschlag setzte sich beispielsweise erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch.

Vom Liebesbrief über den Geschäftsbrief bis zur Feldpost: Brieftypen lassen sich fast beliebig weiter ausdifferenzieren. Das volle Spektrum kann und soll hier nicht vorgestellt werden. Wichtig ist jedoch bei der Interpretation von historischen Briefen, dass jede unterschiedliche Briefgattung eigene Konventionen mit sich bringt. Ein Trauerbrief folgt anderen gesellschaftlichen Vorgaben als ein Brief aus dem Exil oder ein Liebesbrief.[7] Die Spannbreite von Briefen ist auch inhaltlicher Art riesig. Sie reicht von einem Brief mit kurzen, alltagspraktischen oder beruflichen Anweisungen bis hin zu einem philosophisch oder literarisch auf höchstem Niveau formulierten Brief.

In der Geschichtswissenschaft steht zumeist der private, nicht-öffentliche Brief im Mittelpunkt. Oft findet sich dementsprechend eine typologische Unterscheidung in öffentliche und amtliche Briefe. Diese Kategorien waren jedoch nie trennscharf. Sich bei der Definition von Briefen allein auf die Korrespondenz zwischen Privatpersonen festzulegen, liefe auf eine Engführung hinaus, bei der alle Zwischenformen aus dem Blick geraten. Eine solche Definition würde überdies stark vom neuzeitlichen Brief ausgehen. Für frühere Epochen hat die Geschichtswissenschaft Briefe, beispielsweise Meisterbriefe oder Amtsschreiben, lange Zeit unter der Quellengattung Urkunde subsumiert. Dabei wurde allerdings der Blick auf den privaten Charakter von Briefen verstellt. Almut Höfert zeigt in diesem Band, dass auch im Mittelalter die Gattungen Brief und Urkunde mitunter nur schwer voneinander zu trennen waren.

6 Vgl. hierzu Ehlers, K. H., Raumverhalten auf dem Papier: Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und des 20. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 1/32 (2004), S. 1–31.

7 Bauer, I. u. C. Hämmerle (Hg.), Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2017, S. 11.

Allerdings ist auch für die Moderne ein »hybride[r] Charakter«[8] von Briefen nicht ungewöhnlich. Über viele Jahrhunderte war die Zirkulation ›privater‹ Briefe im Familienkreis üblich. Sie lassen sich daher als halb-öffentlich einstufen. In Unternehmerfamilien konnten Briefe, wie es der Beitrag Jürgen Kockas zeigt, auch ganz gezielt geschäftlichen Interessen dienen. Andersherum enthielten auch Geschäftsbriefe private Informationen oder Grüße des Geschäftspartners an die Familie. Außerdem können Briefe ihren Status wechseln: Briefe herausragender Persönlichkeiten beispielsweise wurden nach deren Ableben publiziert und damit ›öffentlich‹ gemacht – mitunter war den Schreibenden die Möglichkeit einer posthumen Veröffentlichung bewusst oder sie planten sie sogar ein. Aber die nicht selten von Briefautoren und -autorinnen mitgedachte Öffentlichkeit stellt nicht in Frage, dass, wie Gunilla Budde in ihren Arbeiten herausstreicht, die »persönliche Note zur Eigenart des Briefes« gehört und diesen doch tendenziell vom Aktenschriftstück abhebt.[9] Ähnlich wie Tagebücher werden Briefe zumeist als Ego-Dokumente gelesen. Teilweise überschneiden sich diese beiden Gattungen, etwa in Brieftagebüchern.

Verfasser beziehungsweise Verfasserin eines Briefes und Adressat oder Adressatin gehen davon aus, dass dessen Inhalt zunächst nur ihnen bekannt ist. Das galt besonders, seitdem das Briefgeheimnis auch gesetzlich festgeschrieben war. In Preußen etwa war das Briefgeheimnis seit 1850 ein Grundrecht. Wurde der Brief ohne Erlaubnis und Kenntnis an Dritte weitergegeben, wurde dies als massiver Vertrauensbruch gesehen. Anders sah es jedoch aus, wenn schon von vornherein bekannt war, dass die Kommunikation der Zensur unterliegen würde. Dann wurde der Zensor oder die Zensorin beim Schreiben des Briefes mitgedacht. Auch für Postkarten, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts verbreiteten, griff das Briefgeheimnis nicht. Die Möglichkeit, dass eine Nachricht mitgelesen werden könnte, kann das Schreiben beeinflussen und eine vorauseilende Selbstzensur aktivieren.

Die grundsätzliche Dialogizität von Briefen ist nur in ganz wenigen Fällen nicht gegeben, beispielsweise bei Denunziationsbriefen oder Abschiedsbriefen vor einem Suizid. Die Gesprächssituation, die über Briefe imaginiert wird, ist jedoch durch eine zeitliche Verzögerung geprägt, was letztlich doch dazu führt, dass Briefe monologisch strukturiert sind.[10] Die Schriftlichkeit des Briefes bringt wesentliche Unterschiede zu einem direkten Kontakt von Angesicht zu Angesicht mit sich. Gedanken zu verschriftlichen, ermöglicht ein längeres Überlegen über die Formulierung. Zugleich ist den Schreibenden und Lesenden bewusst, dass das geschriebene Wort beständig ist und Briefe auch einen Beweischarakter annehmen können. Der Absender oder die Absenderin muss darauf vertrauen

8 Budde, Geschichtswissenschaft, S. 66.

9 Ebd.

10 Henzel, K., Materialität des Briefes, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 222–231, hier S. 229; Kasper u. a., Geschichte, S. 6.

beziehungsweise darauf hoffen, dass der Empfänger oder die Empfängerin das Geschriebene auch richtig versteht. Eine Klarstellung von Missverständnissen kann erst in folgenden Briefen erfolgen. Das fehlende direkte Gegenüber kann es aber auch ermöglichen, Dinge zu schreiben, die in der direkten Kommunikation nicht sagbar wären. Zugleich gibt es auch Gesprächsgegenstände, die zwar mündlich transportiert, aber nicht verschriftlicht wiedergegeben werden können.

Den meisten Korrespondenzen geht ein erster direkter Kontakt voraus. Briefe, für die zwischen Absender oder Absenderin und Empfänger oder Empfängerin im Vorfeld keine Beziehung besteht, sind eher die Ausnahme. Dies trifft z. B. auf durch spezifische Netzwerke oder Organisationen vermittelte Brieffreundschaften zu, die im ausgehenden 19. Jahrhundert zur Förderung der Fremdsprachenkenntnis oder mit dem Ziel der Völkerverständigung aufgenommen wurden, wie etwa in der Esperantobewegung, aber auch im schulischen Bereich.[11] Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Brieffreundschaften in verschiedensten Programmen gefördert, beispielsweise zwischen Schülerinnen und Schülern der DDR und der Bundesrepublik oder aber für Briefe an Gefängnisinsassen.[12] Auch bei Bittbriefen, die an mächtige oder reiche Personen geschickt wurden, oder bei den in der DDR in großer Anzahl verschickten Eingaben an unterschiedliche staatliche Stellen fehlte oft ein vorheriger Kontakt.[13] Aber für solche Bittbriefe konnte die Briefkorrespondenz bewusst als Medium gewählt werden, um zumindest den Anschein der Vertrautheit einer persönlichen Beziehung zu erwecken. Dies zeigt Malte Rolf in diesem Band anschaulich für an Josef Stalin gerichtete Bittbriefe. Ganz ähnlich verhielt es sich, wie es Gabriele Lingelbach darlegt, auch für Spendenbriefe. Bei ihnen sollte eine mehr oder weniger persönliche Ansprache die Freigebigkeit der Adressaten und Adressatinnen steigern.

Wie hier deutlich wird, kann die historische Analyse die in Briefen vorgenommene »symbolische Distanzregulierung«[14] herausarbeiten. Menschen suchen in der Regel sich zu ihrem Gegenüber optimal, d. h. der Situation und den Wünschen angemessen zu positionieren. Diese Regulierung erfolgt in Briefen über die Anrede, die Grußformel am Ende sowie über die Sprache und den Inhalt. Die genauen Formulierungen müssen wohlüberlegt sein, da sonst die Gefahr besteht, dass der

11 Schleich, M., Geschichte des internationalen Schülerbriefwechsels. Entstehung und Entwicklung im historischen Kontext von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, Münster 2015.

12 Dobson, M., Letters, in: Dies. u. B. Ziemann (Hg.), Reading Primary Sources. The Interpretation of Texts from Nineteenth and Twentieth Century History, London 2008, S. 61–80, hier S. 75.

13 Ebd., S. 64–69. Dobson unterscheidet grundsätzlich zwischen 1) persönlicher Korrespondenz zwischen Personen, die sich kennen und 2) Briefe, die sich an Herrschende oder an eine Öffentlichkeit richten.

14 Vellusig, R., Die Poesie des Briefes. Eine literaturanthropologische Skizze, in: Matthews-Schlinzig, M. I. u. C. Socha (Hg.), Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur, Würzburg 2018, S. 57–75, hier S. 64.

Brief durch zu viel Vertraulichkeit oder aber zu viel Förmlichkeit als unangemessen aufgenommen wird. Briefe werden auf ein Gegenüber hin formuliert. Der Ton der Briefe wird der Stellung des jeweiligen Gegenübers angepasst.[15] Insofern lässt sich aus den Briefen ziehen, was die Schreibenden als jeweils richtigen Ton einschätzten. Dass sie damit nicht immer die Erwartungen ihres Korrespondenzpartners oder ihrer Korrespondenzpartnerin trafen, illustriert der Beitrag von Nina Verheyen zum Briefwechsel zwischen den Verlobten Henriette von Willich und Friedrich Schleiermacher.

Beim Briefeschreiben kommen oftmals Routinen zum Tragen. Kondolenzschreiben, Glückwünsche oder Anschreiben in Bewerbungsverfahren werden nach bestimmten Mustern formuliert. Die Briefschreiber und Briefschreiberinnen bedienten sich spezifischer, in der jeweiligen Zeit verhafteter rhetorischer Strategien.[16] Dies gilt zum Beispiel für Briefe, die zu besonderen feierlichen Anlässen formuliert werden. Auch Liebesbriefe unterliegen bis heute spezifischen Konventionen. So besteht nach wie vor der Anspruch, dass sie mit der Hand geschrieben werden. Darauf dass die hohe Erwartungshaltung, die sich in solchen Konventionen spiegelt, auch eine Hürde sein kann, die Menschen vom Briefeschreiben abhält, verweist Thomas Alkemeyer in seinem Aufsatz.

Entwicklung der Gattung im Laufe der Zeit

Briefe in unterschiedlichsten Formen liegen seit der Frühgeschichte und Antike vor. In ihnen finden sich bis heute gültige Kennzeichen von Briefen, z. B. die Nennung des Absenders oder der Absenderin und des Adressaten beziehungsweise der Adressatin. Das Kommunizieren über Briefe war die längste Zeit fast ausschließlich den weltlichen oder geistlichen Eliten vorbehalten. Mit dem zunehmenden Handelsverkehr ab dem 14. Jahrhundert stieg auch die Zahl der Briefe an. Im folgenden Jahrhundert kam der Austausch von Gelehrten hinzu. Per Brief wurden Erkenntnisse und Theorien geteilt, diskutiert und weitergedacht. Die Gelehrten-Netzwerke erstreckten sich via Brief teilweise über ganz Europa. Wie die Handelsbriefe dienten auch die Gelehrtenbriefe zunächst vor allem dem sachlichen Austausch, Persönliches fand sich darin nur selten. Bald jedoch nutzten die Gelehrten ihren Austausch auch, um Privates mitzuteilen.[17] Welch zentrale Bedeutung diesem Austausch beigemessen wurde, illustriert die Einschätzung des Historikers Leopold von Ranke, der seinem Kollegen Johannes von Müller nach-

15 Vgl. auch Maurer, M., Selbstzeugnisse in kulturhistorischer Perspektive. Briefe, Tagebücher, Autobiographien, in: Berg, M. u. H. Neuhaus, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert, Göttingen 2021, S. 37–58, hier S. 50–56.

16 Matthews-Schlinzig u. a., Vorwort, S. XI.

17 Vgl. Budde, Geschichtswissenschaft, S. 62–64.

sagte, er habe durch seine Briefe, die weithin »mit Begeisterung« aufgenommen worden seien, »am Ende mehr gewirkt, als durch alle seine Werke«.[18] Der Beitrag Paul Noltes zum Briefverkehr Thomas Nipperdeys mit Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler zeigt, dass die Briefkorrespondenz noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Medium sein konnte, das genutzt wurde, um wissenschaftliche Debatten auszufechten und das dabei durchaus anderen Regeln folgte als der öffentlich ausgetragene Meinungsaustausch. Vor allem die räumliche Trennung von Briefpartnern oder -partnerinnen machte Briefwechsel notwendig.[19] Die Möglichkeiten, Distanz zu überwinden – und damit die Vorbedingung des Briefverkehrs – sind eng verbunden mit technischen Entwicklungen, z. B. den Transportmöglichkeiten. Die zweite zentrale Bedingung waren Schreib- und Lesekompetenzen sowie das Vorhandensein von Schreibmaterialien.[20] Mit der zunächst vor allem die oberen Schichten erfassenden Alphabetisierung gewann der Brief im Privatbereich an Bedeutung und im Verlauf des 18. Jahrhunderts konnte er sich als »Medium der Intimkommunikation« etablieren.[21]

Vor allem das aufstrebende Bürgertum nutzte diese Form der Kommunikation, um persönliche, geschäftliche oder gelehrte Beziehungen zu pflegen. Als Ideal galten im privaten Bereich empfindsame Briefe, in denen es nicht allein um die Mitteilung von Informationen ging, sondern Nähe hergestellt werden sollte. Briefe sollten ›natürlich‹, persönlich und im Sinne eines freundschaftlichen Dialogs formuliert sein.[22] Ein Großteil der Briefe wurde nun in der Landessprache und nicht mehr auf Französisch oder Latein verfasst.

Gerade für Frauen war der Brief eine der wenigen und oftmals auch die einzige Möglichkeit, gesellschaftlich Einfluss zu nehmen. Briefe konnten ihnen als Medien dienen, um Netzwerke aufzubauen und Identität zu konstruieren. Insofern wohnt der Quellengattung auch ein »emanzipatorisches Potential«[23] inne. Briefe von Frauen wurden allerdings häufig als privater Zeitvertreib abqualifiziert und sind als Folge dieser Zuordnung deutlich seltener überliefert als die Korrespondenz von Männern.

18 Von Ranke, L., Zur eigenen Lebensgeschichte, hg. v. A. Dove, Leipzig 1890, S. 272. Vgl. Berg, M. u. Neuhaus, H., Einleitung, in: Dies. (Hg.), Briefkultur(en), S. 9–24.

19 Dauser, R., Brieftheorie der Frühen Neuzeit, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 665–674, hier S. 665.

20 Matthews-Schlinzig, M. I. u. C. Socha, Von einfachen Fragen, oder: Ein Brief zur Einführung, in: Dies. (Hg.), Was ist ein Brief?, S. 9–17, hier S. 9.

21 Vellusig, R., Imagination und Inszenierung. Symbolische Distanzregulierung in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts, in: Depkat, V. u. W. Pyta (Hg.), Briefe und Tagebücher zwischen Text und Quelle, Berlin 2021, S. 145–182, hier S. 146.

22 Schuster, J. u. J. Strobel, Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren, in: Dies. (Hg.), Briefkultur. Texte und Interpretationen von Martin Luther bis Thomas Bernhard, Berlin/Boston 2013, S. XI–XXIV, hier S. XVI–XVII.

23 Schuster, J., Literaturwissenschaft, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 5–18, hier S. 15.

Die Forschung ist sich uneins darüber, ob nun das 18. oder das 19. Jahrhundert – oder gar beide – das »Jahrhundert des Briefs« gewesen sei.[24] Im 19. Jahrhundert wird der Brief in jedem Fall zur ›Massenware‹; eine Entwicklung, die wesentlich auf die verbesserte Infrastruktur zurückzuführen ist, die nicht zuletzt durch die Eisenbahn und den Dampfschiffverkehr möglich wurde.[25] Zudem war für viele Menschen das Porto zunächst unerschwinglich, bis seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Preise zu sinken begannen.[26] 1840 wurde in Großbritannien die »penny post« eingeführt. Sie ermöglichte es, Briefe schnell, sicher und kostengünstig zu transportieren. Die Gebühr wurde vorab durch den Erwerb einer Briefmarke bezahlt. Dieses System setzte sich in der Folge in zahlreichen europäischen Staaten durch und besteht in seinen Grundzügen bis heute.[27] Ende des 19. Jahrhunderts gab es im Deutschen Reich zwei Tarife: zehn Pfennig für einen Inlandsbrief und 20 Pfennig für einen Auslandsbrief. Damit lagen die Gebühren innerhalb einer Größenordnung, die viele Menschen bezahlen konnten.[28]

Durch die sinkenden Preise, nicht nur für das Porto, sondern auch für das Papier – ebenso wie durch die zur gleichen Zeit fortschreitende Alphabetisierung immer breiterer Gesellschaftsschichten – wurden Briefe für immer weitere Teile der Bevölkerung zum Kommunikationsmedium. Zwar hatten auch in früheren Zeiten vereinzelt schon einfache Bauern von Zeit zu Zeit auf den Brief zurückgegriffen, wenn es beispielsweise galt, einen Bittbrief oder ein Empfehlungsschreiben an den Landesherren zu verfassen. Oftmals des Schreibens unkundig, benötigten sie hierfür jedoch in der Regel einen Schreiber oder eine Schreiberin. Auch im 19. Jahrhundert blieb das Schreiben von Briefen in den bildungsfernen Schichten eher eine Ausnahme, etwa in Lebenssituationen, in denen keine direkte mündliche Kommunikation möglich war wie infolge einer Auswanderung oder im Krieg. Die zunehmende Briefkompetenz der weniger gebildeten Schichten wurde bald auch politisch genutzt: So kam Briefen als Kommunikationsmedium eine wichtige Funktion für die überregionale Vernetzung der Arbeiterbewegung zu.[29]

Über die einheitliche Bezahlung kann auch das Briefaufkommen quantifiziert werden. Dieses stieg im späten 19. Jahrhundert überall in Europa deutlich an und fand einen ersten Höhepunkt während des Ersten Weltkriegs. Mit dazu beigetra-

24 Teilweise wird auch das 17. Jahrhundert zum »Jahrhundert des Briefes« erklärt. Vgl. Gleixner, U. u. D. Wierling (Hg.), Editorial des Heftes »Korrespondenzen«, in: Werkstatt Geschichte 60 (2013), S. 3–6, hier S. 3.

25 Vgl. den Abschnitt »Transport und Verkehr« in: Beyrer, K. u. H.-C. Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg 1996, S. 55–102.

26 Jansen, C., Netzwerke und virtuelle Salons. Bedeutung und Erschließung politischer Briefe m 19. Jahrhundert im digitalen Zeitalter, Berlin 2018, S. 72–74.

27 Dobson, Letters, S. 63.

28 Helbig, J., Historische Kommunikationslogistik: 600 Jahre Briefpostbeförderung, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 377–386, hier S. 377.

29 Welskopp, T., Briefnetzwerke der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 1282–1291.

gen hatte in Deutschland, dass die Feldpost in beide Richtungen portofrei war. Millionen von Menschen wurden plötzlich voneinander getrennt und mussten auf das Mittel des Schreibens zurückgreifen, um in Kontakt bleiben zu können.[30] Damit nahmen auch erstmals die häufig als ›stumm‹ bezeichneten Gruppen in großem Maße am Briefverkehr teil.

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde dem Brief immer wieder ein kurz bevorstehender Untergang vorhergesagt. Mal galt das Telegramm, mal die Postkarte als Totengräber. Im 20. Jahrhundert wurde das Telefon – fälschlicherweise – als das Ende des Briefes betrachtet. In den letzten Jahren hat die Zahl der versendeten Briefe allerdings tatsächlich kontinuierlich abgenommen. Während 2019 noch 55 Millionen Briefe pro Tag versendet wurden, waren es im Jahr 2023 nur noch 46 Millionen.[31] Es ließe sich aber auch argumentieren, dass sich das Kommunikationsmedium Brief gewandelt hat und in einer Vielfalt von Medien – seien es E-Mails, SMS und WhatsApp-Nachrichten oder Tweets – fortlebt.[32] Die Absender und Absenderinnen sind weiterhin klar definiert, dies gilt zumeist auch für die Adressatinnen und Adressaten. Es werden Informationen, Einstellungen und Gefühle auf eine Art vermittelt, die wie schon in den Jahrhunderten zuvor den zeitgebundenen Konventionen entsprechen. Die Kommunikation erfolgt wie auch beim ›klassischen‹ Briefeschreiben chronologisch, wenn auch die Nachrichten teilweise binnen Sekunden ankommen. Zudem – auch dies ist eine Konstante – befinden sich die Kommunikationspartner in der Regel an unterschiedlichen Orten. Die Inhalte dieser Nachrichten sind gegenüber vielen Briefen deutlich verkürzt, gespickt mit Abkürzungen und bedienen sich zunehmend Symbolen, etwa in Form von Emojis. Für zukünftige Generationen von Historikerinnen und Historikern wird es von großem Vorteil sein, dass aufgrund der Funktionsweise von E-Mails in der Regel die Texte beider oder aller Schreibenden vorliegen. Da heutige Abwandlungen von Briefen nicht mehr an das Trägermedium Papier gebunden sind, ist jedoch ungewiss, in welchem Maße sie tatsächlich nutzbar sein werden, denn digitale Textnachrichten sind flüchtig und nur kleine Teile der elektronischen Kommunikation werden heute gespeichert. Malte Thießen reflektiert in seinem Beitrag zu dieser Aufsatzsammlung über den Quellenwert von E-Mails und über die Notwendigkeit ihrer Archivierung.

30 Vgl. hierzu Ebert, J., Briefeschreiben in Extremsituationen: Feldpost im Zeitalter der Kriege, in: Depkat u. Pyta, Briefe und Tagebücher, S. 251–261, hier S. 251.

31 Geschäftsbericht der DHL Group 2019, S. 6, https://group.dhl.com/content/dam/deutschepostdhl/de/media-center/investors/documents/geschaeftsberichte/DPDHL-Geschaeftsbericht-2019.pdf, 2023, Geschäftsbericht der DHL Group 2023, S. 28; https://group.dhl.com/content/dam/deutschepostdhl/de/media-center/investors/documents/geschaeftsberichte/DHL-Group-Geschaeftsbericht-2023.pdf, letzter Zugriff: 09.12.2024.

32 Bspw. Höflich, J. R., Kommunikationswissenschaft, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 96–107, hier S. 97.

Die Bedeutung des Briefes für die Geschichtswissenschaft – Methodische Überlegungen

Die Verwendung von Briefen als Quelle für die geschichtswissenschaftliche Forschung unterlag Konjunkturen, die mit den jeweils aktuellen Fragestellungen der Zunft zusammenhängen.[33] Während der Hochphase des Historismus im 19. Jahrhundert nutzten die Forschenden Briefe, um das Handeln der Mächtigen auf einer persönlichen Ebene zu kontextualisieren. Es galt das geschriebene Wort, das nicht hinterfragt wurde. Im 20. Jahrhundert spielten Briefe als Quelle lange Zeit eher eine untergeordnete Rolle. Nicht zuletzt auch in der frühen Sozialgeschichtsschreibung fanden sie wenig Beachtung. Erst mit der aufkommenden Alltagsgeschichte und der Kulturgeschichte in den 1980er Jahren wurden Briefe als Quellengattung für kulturhistorische Fragestellungen in großem Umfang herangezogen. Insbesondere mit dem wachsenden Interesse an der Bürgertumsgeschichte gewannen sie auch für sozialgeschichtliche Fragestellungen an Aufmerksamkeit. Gerade für die Diskussion darüber, ob von einer Sozialformation Bürgertum gesprochen werden kann, die von einem bürgerlichen Wertekanon zusammengehalten wurde, konnten die zahlreich hinterlassenen Briefe aus dem Bürgertum wertvolle Antworten liefern. Dietmar von Reeken knüpft an diese Forschung an, wenn er nach dem bürgerlichen Geschichtsbewusstsein fragt, für dessen Rekonstruktion Briefe eine unersetzliche Quelle liefern. Neben der Bürgertumsforschung hat auch die Adelsforschung Briefkorrespondenzen als reichhaltige Quelle entdeckt. Eckart Conze arbeitet in diesem Band anhand von Feldpostbriefen – einer Quellengattung, die vielfach eher für »einfache« Soldaten das Forschungsinteresse auf sich gezogen hat – heraus, welche Herausforderung der Erste Weltkrieg gerade auch für die traditionellen Wertvorstellungen der militärischen Elite darstellte.

Die Sozialgeschichtsschreibung hat aber auch Briefbestände weniger gebildeter Schichten ausfindig gemacht und ausgewertet. Auswandererbriefe im 19. Jahrhundert und Feldpost in den verschiedenen Kriegen des ausgehenden 19. sowie des 20. Jahrhunderts sind mittlerweile vielfältig publiziert und erforscht.[34] Sie können Erkenntnisse liefern, die aus anderen Quellen nicht gewonnen werden können: So gibt beispielsweise die Feldkorrespondenz Auskunft über den Alltag einfacher Soldaten an der Front und über den Umgang der Soldaten mit der Extremsituation des Krieges. Wie es der Beitrag Nikolaus Buschmanns für den Ersten Weltkrieg zeigt, unterschied sich die Sicht der Soldaten auf den Krieg sehr stark von dem Bild, das die offizielle Propaganda davon zeichnete.

33 Vgl. hierzu Budde, Geschichtswissenschaft, S. 69–73.

34 Hierzu etwa Budde, G., Feldpost für Elsbeth. Eine Familie im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2019; vgl. auch Fett, A.-K., Briefe aus dem Krieg. Die Feldpost als Quelle von 1914–1918, Stuttgart 2021; Ulrich, B., Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Essen 1997; Lamprecht, G., Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-biographische Quelle, Innsbruck 2001.

Bei den Auswandererbriefen stand vor allem die transnationale Perspektive im Fokus der Forschung.[35] Die Hoffnung, einen umfassenden Zugang zur Lebenswelt der unteren Klassen zu finden, wurde aber nicht selten auch enttäuscht. Darstellungen der neuen Heimat, Reflexionen zum eigenen Ankommen, zum Assimilierungsprozess und ähnliche Aspekte wurden kaum thematisiert. Vielmehr unterlagen die Briefe einer großen Pragmatik. Adressiert waren sie zumeist an mehrere Familienmitglieder, die Briefe wurden dann vorgelesen oder weitergereicht. Da es vielen schwerfiel, sich in dem ungewohnten schriftlichen Medium auszudrücken, waren diese Briefe eher knapp gehalten und dienten der Beziehungspflege mit der Familie zu Hause beziehungsweise in der Fremde.[36] Sie lassen sich also kaum dazu verwenden, die Migration als reflektierte Erfahrung zu rekonstruieren. Dennoch sind sie für die Geschichtswissenschaft nicht belanglos: Nicht selten überliefern sie etwa Hinweise auf bestimmte Alltagspraktiken und lassen sich für praxeologische Fragestellungen nutzen.[37] Zudem sind Auswandererbriefe ein entscheidendes Medium, ohne welches das Phänomen der Kettenauswanderung kaum vorstellbar wäre, denn es waren in der Regel Briefe, die Familienangehörige oder Bekannte motivierten nachzukommen.

Weiteres Interesse zogen Briefe in den 1970er und 1980er Jahren in der Geschlechtergeschichtsschreibung auf sich. Hier wurden insbesondere Briefe von Frauen in den Blick genommen, um deren bislang verdrängte Rolle in der Geschichte herauszustellen.[38] Frauen wurden im 19. Jahrhundert Eigenschaften zugeschrieben, die sie als besonders gute Briefeschreiberinnen qualifizierten. Aufgrund der ihnen vermeintlich innewohnenden Natürlichkeit und Emotionalität, so die verbreitete Vorstellung, seien sie für das Briefeschreiben besonders prädestiniert. Diese Zuschreibung reduzierte Briefe von Frauen jedoch auf das Häusliche und Familiäre und verdeckte, dass Frauen sich in Briefen auch politisch äußerten.[39] Trotz aller Rollenzuschreibungen, die die Schreiberinnen als auch die Rezipienten und Rezipientinnen von Briefen beeinflussten, eröffnete die Auswertung von Briefen der Geschichtsschreibung die Möglichkeit, Frauen überhaupt als Akteurinnen sichtbar zu machen. Frauen wussten die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen, die sie für das Briefeschreiben zu prädestinieren schienen, auch

35 Es liegen mittlerweile auch mehrere digitale Sammlungen von Auswandererbriefen vor: https://germanletters.org/; http://www.auswandererbriefe.de/, letzter Zugriff: 09.12.2024.

36 Zu Auswandererbriefen vgl. Depkat, V., Briefe deutscher Amerika-Auswanderer zwischen Text und Quellen, in: Ders. u. Pyta, Briefe und Tagebücher, S. 263–284.

37 Vgl. hierzu Böth, M., »Ich handele, also bin ich.« Selbstzeugnisse praxeologisch lesen, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 69 (2018), S. 253–270.

38 Bidwell-Steiner, M., Gender Studies, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 141–159, hier S. 141.

39 Zum Thema siehe Hämmerle, C. u. E. Sauer (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute (L'Homme Schriften, Bd. 7), Wien/Köln/Weimar 2003; Bland, C. u. M. Cross (Hg.), Gender and Politics in the Age of Letter-Writing, 1750–2000, Oxford 2004; Planté, C. (Hg.), L'Épistolaire, un genre féminin?, Paris 1998.

strategisch auszunutzen: Wie die Beiträge von Monika Wienfort über die Briefe Bettina von Arnims an König Wilhelm IV. oder von Jörg Requate und Sarah Luft zu Leserbriefen in Frauenzeitschriften zeigen, waren Briefe ein Medium, durch das Frauen auch versuchten, politisch Einfluss zu nehmen oder an die Öffentlichkeit zu treten. Darüber hinaus lassen sich Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis anhand von Briefen nachvollziehen, wie es Nina Verheyen mit ihrer Analyse des Briefwechsels zwischen den Verlobten Friedrich Schleiermacher und Henriette von Willich zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorführt.

Führt man die vielfältige Nutzung von Briefen in der Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte zusammen, so treten die Vorzüge der Quellengattung klar zum Vorschein: Briefe liefern Einblicke in Bräuche, Netzwerke oder soziale Hierarchien. Über Briefe lassen sich Netzwerke rekonstruieren, die anderswo nicht überliefert sind. Dagmar Freist zeigt in ihrem Beitrag anhand eines »verhängnisvollen Briefes« aus dem Jahr 1736, wie auch von Seiten der Obrigkeit vermeintliche Netzwerke beziehungsweise »Complotte« mittels Briefen aufgedeckt werden sollten.

Fungierten Briefe als »fortgesetztes Alltagsgespräch«, ermöglichen sie Historikern und Historikerinnen Einblicke in Familienkonstellationen und in das Familienleben zu nehmen und eine »Ahnung von der Aura der Entstehungszeit«[40] zu gewinnen. Sie ermöglichen Aufschlüsse über die Gedankenwelt der Schreibenden und über die Wahrnehmung von Ereignissen. Besonders im Fokus stehen dabei die gesellschaftliche Stellung, die persönliche Haltung und die Motive der Briefschreiberinnen und Briefschreiber sowie der Empfänger und Empfängerinnen. In jüngster Zeit haben sich Historikerinnen und Historiker das Potenzial von Briefen auch für Arbeiten auf dem Gebiet der Emotionsgeschichte zunutze gemacht.[41]

Freilich sind der Analyse von Briefen auch spezifische Grenzen gesetzt, mit denen die Forschenden aber vielfach produktiv umzugehen gelernt haben. Zunächst einmal sind Briefe immer Momentaufnahmen, woran sich für die Geschichtswissenschaft die Frage anschließt, wie weitreichend die Schlüsse sein können, die daraus jeweils gezogen werden. In der Momenthaftigkeit liegen allerdings auch besondere Qualitäten der Quellengattung: Briefe werden in der Regel unmittelbar nach dem beschriebenen Ereignis verfasst. Wie ausführlich und direkt am Geschehen geschrieben werden konnte, hing dabei eng mit der Häufigkeit des Postverkehrs zusammen. Konnten Briefe nur in sehr weiten Abständen abgeschickt werden, so wurden diese zwangsweise viel summarischer formuliert, während eine höhere Taktung der Post eine höhere Detailtiefe ermöglichte. Verallgemeinernd lässt sich jedoch für alle Briefe sagen, dass ihre Schreiber und Schreiberinnen den Ausgang der historischen Entwicklungen, die sie beobachte-

40 Budde, Geschichtswissenschaft, S. 68.

41 Vgl. hierzu das Projekt »(Über) Liebe schreiben. Historische Analysen zum Verhandeln von Geschlechterbeziehungen und -positionen in Paarkorrespondenzen des 19. und 20. Jahrhunderts«, das von 2010 bis 2014 an den Universitäten Salzburg und Wien lief. Bauer, I. u. C. Hämmerle (Hg.), Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2017.

ten, nicht kannten und daher gezwungen waren, immer wieder die aktuelle Lage und mögliche Handlungsoptionen zu schildern. Cornelius Torp zeigt in diesem Band am Beispiel eines Briefs Gustav Schmollers den politischen Wandel um das Jahr 1879, wie anhand von Korrespondenzen politische Ideen und Entwicklungen in ihrem Entstehungsprozess nachvollzogen werden können. Die in den Briefen aufgezeigte offene Zukunft von Ereignissen hilft dabei, den nachträglich konstruierten Eindruck von Zwangsläufigkeiten aufzubrechen.[42]

Besonders wichtig ist es für Historikerinnen und Historiker bei der Auswertung von Briefen die spezifischen »Spielregeln« der Briefkommunikation zu kennen, die dem historischen und kulturellen Wandel unterlegen sind. Dabei geht es nicht nur um die Regeln zum »richtigen/guten« Briefeschreiben, die in Anleitungen festgehalten wurden, wie sie sich zu fast allen Zeiten etwa in sogenannten Briefstellern oder in Schullehrbüchern finden lassen.[43] Hinzu kommen vielmehr auch ungeschriebene Regeln, die zum Teil auch für das mündliche Gespräch galten und so geläufig waren, dass sie keinen Niederschlag in der Ratgeberliteratur fanden. Für Korrespondenzpartner oder -partnerinnen aus ungleichen sozialen Positionen waren Briefe auch ein Ort für die Aushandlung oder Bestätigung ihres jeweiligen Status. Dies galt schon in der Antike, wie Michael Sommer in seiner Analyse zweier Briefe Ciceros an Quintus Ligarius in diesem Band darlegt. Für die Zeitgeschichte illustriert dies anschaulich der Beitrag Ralph Jessens, der analysiert, wie Briefpartnerinnen aus Ost- und Westdeutschland mit der Ungleichheit umgingen, die ihre Freundschaft prägte. Ein anderes Beispiel ist hier die innere Zensur: Während sich die äußere Zensur häufig nachvollziehen lässt, ist dies bei der inneren Zensur zumeist sehr viel schwieriger, wenn nicht gar unmöglich. Auch die Lesegewohnheiten konnten Verfassern oder Verfasserinnen Regeln unterwerfen: Wenn es etwa bis ins 20. Jahrhundert hinein üblich war, Briefe im Familienkreis weiterzureichen, so ist zu vermuten, dass dies auch einen Einfluss darauf hatte, wie der Brief abgefasst wurde. Ein solcher Einfluss lässt sich jedoch kaum eindeutig nachvollziehen.

Es zeigt sich, dass im idealen Überlieferungszusammenhang die Briefe beider Seiten möglichst vollständig erhalten sind. In diesem Fall lassen sich Beziehungsdynamiken analysieren, Familienkonstellationen können deutlich werden, Freundschaftsverhältnisse lassen sich rekonstruieren und die Art der geschäftlichen oder politischen Verbindung lässt sich nachzeichnen. Vollständige Briefwechsel sind allerdings ausgesprochen selten. Gerade bei bekannten Persönlichkeiten sind oftmals nur die Briefe des berühmten Absenders überliefert. Ein

42 Depkat u. Pyta, Briefe und Tagebücher, S. 12 f.

43 Schiegg, M., Briefsteller, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 276–290; Kapp, V., L'Art épistolaire dans les manuels scolaires du XIXe siècle, in: Bossis, M. (Hg.), L'Épistolarité à travers les siècles. Geste de communication et/ou d'écriture, Stuttgart 1990, S. 116–126; Vissière, J.-L., »Prête-moi ta plume…« Les manuels de correspondance, in: Ulysse, G. (Hg.), La correspondance. Actes du Colloque International, Aix-en-Provence, 4–6 octobre 1984, Bd. 1, Aix-en-Provence 1985, S. 25–36.

Beispiel dafür ist die Korrespondenz von Alexander von Humboldt. Während von seinen eigenen Briefen etwa 30 Prozent überliefert sind, sind nur knapp vier Prozent der Briefe an ihn heute noch erhalten.[44] Was sich alles aus einem weitgehend vollständig erhaltenen Briefwechsel ziehen lässt, konnte Gunilla Budde sehr überzeugend anhand der überlieferten Briefwechsel ihrer Familie im Ersten Weltkrieg zeigen. Hier wird deutlich, welch »seltener Glücksfall« es ist, wenn sowohl die Briefe der Söhne als auch die der Eltern überliefert sind.[45] Viel häufiger finden Historikerinnen und Historiker nur noch Einzelbriefe und müssen sich den Kontext erschließen – und nicht selten müssen sie sich damit zufriedengeben, dass Fragen offen bleiben. Mitunter lässt sich noch nicht einmal rekonstruieren, ob ein Brief den Adressaten oder die Adressatin erreicht hat, oder es liegen nur Briefentwürfe vor, von denen unklar bleibt, ob und mit welchen Veränderungen sie abgeschickt wurden. So konnte beispielsweise der sogenannte »Gaskammerbrief«, der nur in Entwurfsfassungen überliefert ist, weitreichende juristische und histografische Diskussionen entfachen, ohne eindeutige Antworten zu liefern, wie Cornelia Rauh es in ihrem Beitrag nachzeichnet.

Die Lückenhaftigkeit der Überlieferung, mit der Historiker und Historikerinnen bei der Auswertung von Briefen umgehen müssen, wird besonders deutlich, wenn nicht die Schriftwechsel mächtiger oder prominenter Personen im Mittelpunkt stehen, sondern die der sogenannten ›unteren Schichten‹, von denen noch sehr viel seltener größere Überlieferungszusammenhänge aufbewahrt wurden. Ihre Briefe galten nicht als ›archivwürdig‹ und gingen daher nicht in das kulturelle Erbe ein. Wer keine Spuren hinterlässt, ist auch zumeist für die Forschung unsichtbar. Die gesellschaftlichen Ungleichheiten setzten sich in den Archiven fort und wirkten sich auf die geschichtswissenschaftliche Forschung aus. Dies gilt insbesondere für Frauen und Personen aus einem soziokulturell schlechter gestellten Umfeld.

Briefe als autobiografische Dokumente eröffnen Historikern und Historikerinnen Perspektiven auf das Leben von Menschen, die andere historische Dokumente so deutlich zumeist nicht bieten.[46] Im Gegensatz zu Literaturwissenschaftlern und Literaturwissenschaftlerinnen, die sich vor allem für die sprachlich-textuelle Ebene interessieren, erhoffen sich Historiker und Historikerinnen Erkenntnisse über eine »dahinterstehende historische Realität«[47]. Lange Zeit ging man in der Geschichtswissenschaft davon aus, dass Briefe einen unverstellten Zugang zum Privatleben, zur Gefühls- und Gedankenwelt bieten würden. Spätestens mit dem *cultural turn* ist diese Hoffnung verworfen worden. Nicht zuletzt angeregt durch die theoretischen Überlegungen Michel Foucaults hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass Briefe Selbstkonstruktionen sind, die immer vom Diskurs bestimmt

44 Helmreich, C., Der Briefwechsel Alexander von Humboldts, in: Matthews-Schlinzig u. a., Handbuch Brief, S. 1088–1094, hier S. 1088.

45 Budde, Feldpost für Elsbeth, S. 21.

46 Budde, Geschichtswissenschaft, S. 61.

47 Depkat u. Pyta, Briefe und Tagebücher, S. 8.

oder zumindest beeinflusst werden. Die neueren Forschungen zu Briefen gehen davon aus, dass jeder Brief in den gesellschaftlichen Diskurs seiner Zeit und den Erfahrungshorizont des Autors oder der Autorin eingebettet ist, der oder die zwangsläufig die erwartete Reaktion des Adressaten beziehungsweise der Adressatin mitdenkt. Die Schreibenden bedienen, bewusst und unbewusst, gesellschaftliche Erwartungen und Konventionen.[48]

Hier wird deutlich, dass nicht nur für die Literaturwissenschaft die Art und Weise, in der ein Brief geschrieben wurde, von Interesse ist. Hält sich der Schreiber beziehungsweise die Schreiberin an die Konventionen, bricht er oder sie diese beziehungsweise ist sich dieser überhaupt bewusst? Solche Fragen haben vor allem diskursanalytische Verfahren zur Erschließung von Briefwechseln zu einem beliebten Analysewerkzeug gemacht.[49]

Miriam Dobson und Volker Depkat konnten beispielsweise mit einer diskursanalytischen Herangehensweise zeigen, dass Briefe von Auswanderern, aber auch Feldpost, häufig sich stark wiederholende, ›schablonenhafte‹ Inhalte hatten und die Briefschreiber und Briefschreiberinnen nur wenig über ihre eigene Lebenssituation preisgaben oder diese gar reflektierten.[50] »Die Konversationsmaximen der Kriegsbriefe lauten nicht Information, Wahrhaftigkeit, Relevanz, Klarheit und Deutlichkeit, sondern – überspitzt ausgedrückt – Fehlinformation, Lüge, Irrelevanz, Unklarheit, Undeutlichkeit«, so das radikale Urteil der Historikerin Isa Schikorsky zu Feldpostbriefen.[51] Wie stark in der Feldkorrespondenz die (unsichtbare) Macht des bestehenden Diskurses im Briefeschreiben reproduziert wird, zeigt sich darin, dass die Soldaten die Reaktionen der Empfänger und Empfängerinnen ihrer Korrespondenz antizipierten. Briefe von der »Heimatfront« sollten zudem positive Nachrichten übermitteln und die Soldaten moralisch unterstützen, sodass die Weltkriegspropaganda in den Briefen teilweise wiederholt wurde.

Werden Briefe als autofiktionale Selbstinszenierungen interpretiert, müssen sie im Spannungsfeld von »dokumentarischem Charakter und inszenatorisch-fiktionalem Potential« in den Blick genommen werden.[52] Das Bild, das die Autoren und Autorinnen in Briefen entwarfen, ist allerdings nur in den wenigsten Fällen eine bewusste Täuschung. Es handelt sich vielmehr um eine unbewusste Sinnstiftung,

48 Dobson, Letters, S. 66.

49 Ein überzeugendes Beispiel ist das Projekt von Ingrid Bauer und Christa Hämmerle: Bauer u. Hämmerle, Liebe schreiben, S. 11.

50 Depkat, Briefe deutscher Amerika-Auswanderer, S. 265–266; Dobson, Letters, S. 65, vgl. auch Latzel, K., Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 1/56 (1997), S. 1–30.

51 Schikorsky, I., Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort 2/42 (1992), S. 295–315, hier S. 301.

52 Schuster u. Strobel, Briefe und Interpretationen. S. XIII. Kritisch hierzu: Vellusig, Die Poesie des Briefes, S. 57–75, hier S. 62 f. Vellusig weist darauf hin, dass dies nicht nur bei Briefen der Fall ist, auch im Gespräch wird immer ein bestimmtes Selbst den anderen präsentiert.

die das Ziel verfolgt, ein kongruentes Selbstbild zu zeichnen. Aber dies schmälert in keiner Weise den Quellenwert von Briefen.

Miriam Dobson analysiert das Briefeschreiben als Versuch des Individuums, die Bedeutung des eigenen Lebens zu konstruieren. Es ist insofern eine Möglichkeit der Selbstreflexion im Dialog, bei dem der Bezugsrahmen gesellschaftlicher Diskurse ebenso wie das Lesen anderer Briefe den Akt der Introspektion bedingt.[53] Dazu muss freilich die Schreibfähigkeit ebenso vorliegen wie die Kompetenz, die eigenen Erfahrungen zu ordnen und zu narrativieren. Briefeschreiben ist somit eine Praktik der Subjektivierung, des Self-Fashioning im Sinne Stephen Greenblatts, durch das Menschen ihrem Leben Sinn geben und sich nach außen darstellen und gesellschaftlich verorten.[54] Es lässt sich also aus den Briefen lernen, wie Menschen zu verschiedenen Epochen ihre Individualität und ihr »Selbst« definierten und konstruierten, und damit auch, wie sich die Bedeutung von Kategorien wie Authentizität, Persönlichkeit, Privatheit oder Intimität im Laufe der Zeit wandelte.[55]

Thomas Etzemüller betont in seinem Beitrag zu diesem Band, dass auch unsere heutige Erwartungshaltung an historische Briefe, unsere Interpretation beeinflussen kann, etwa wenn wir versucht sind, große Briefkonvolute als eine Art Roman zu lesen. Sein Beitrag ist eine Aufforderung an Historiker und Historikerinnen, selbstreflektorisch danach zu fragen, wie sehr eigene Vorstellungen über Briefkorrespondenzen oder Selbstentwürfe, aber auch die sich wandelnde Arbeitsweise, insbesondere im Zeitalter der Digitalisierung, sich auf die Analyse und Deutung historischer Briefe auswirkt.

Die Digitalisierung hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit auch auf die Materialität von Briefen gelenkt, der bis dahin in der Geschichtsschreibung kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Vermehrt ist darauf hingewiesen worden, dass es nicht ausreicht, allein auf die Textualität zu schauen, sondern den Brief auch als Objekt in Augenschein zu nehmen.[56] Die Beschaffenheit und Wertigkeit des Papiers, eingelegte Gegenstände, Verzierungen und eine mögliche Parfümierung stellten immer zugleich Informationen über den Schreiber oder die Schreiberin sowie oftmals auch Botschaften an den Empfänger oder die Empfängerin dar. Auch die Art der privaten Archivierung kann Aufschlüsse über die Korrespondenzpartner oder -partnerinnen liefern. Überdies verdienen Handschriften mehr Beachtung, lassen sich an ihnen doch Aspekte wie die Eile des Briefeschreibers, oder bei einer besonders ordentlichen Handschrift die Bedeutung, die der Brief für

53 Dobson, Letters, S. 65.

54 Greenblatt, S., Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare, Chicago 1980.

55 Vgl. Dauphin, C., Les correspondances comme objet historique. Un travail sur les limites, in: Sociétés & Représentations 1/13 (2002), S. 43–50, hier S. 47 f.

56 Bohnenkamp, A. u. W. Wiethölter (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift Frankfurter Goethe-Museum, Frankfurt am Main/Basel 2008.